I 51143

# MOSKAU

# NEW YORK

## KONTRASTE, DIE ZU DENKEN GEBEN

# MOSKAU — NEW YORK

Kontraste, die zu denken geben

Wien 1950

51143

## INHALT

Zwei Menschen — zwei Schicksale . . . . . 3

Elend und Überfluß . . . . . 17

Geld — für wen ? . . . . . 20

Literatur-Nachweis . . . . . 23

50: 416

# ZWEI MENSCHEN — ZWEI SCHICKSALE

Sie kennen einander nicht. Zwischen ihnen liegt der Atlantische Ozean. Einer von den beiden wohnt in Moskau in der Scheremetjewskaja Nr. 87, der andere in New York, West, 84th Avenue, Nr. 163.

Ich kenne beide. Mit Wladimir Utkin bin ich persönlich bekannt, und über Carlos Feliu hat vor nicht so langer Zeit der „Daily Worker" ausführlich berichtet. Beide sind Arbeiter, beide sind jung, braun, mit schwarzen Augen, beide sind verheiratet. Das ist aber wohl auch alles, was sie Gemeinsames haben. Im übrigen jedoch ...

STÄDTISCHE BIBLIOTHEK

## I.

Wenn man 18 Jahre alt ist, scheint es einem, daß der Herbstregen nicht eintönig und traurig herabrieselt, sondern eher einem erquickenden frischen Sommerregen gleicht. Die ganze Welt erscheint einem in lichten, angenehmen Farben. Besonders wenn man Arbeit und in der Tasche etliche Cents übrig hat, um sich die Bücher mit den farbigen Umschlagblättern kaufen zu können, in denen Straßenkehrer über Nacht zu Millionären werden.

Diese Bücher hämmern es jedem ein: Das Glück wartet in Amerika auf jeden. Man darf nur die Gelegenheit nicht versäumen. Man muß das Glück beim Schopf packen, sonst packt es ein anderer. Und hat man es beim Schopf, dann muß man es festhalten. Und sollte man sich wie eine Bulldogge darum raufen müssen.

Carlos Feliu hat es nicht nötig, dem Glück nachzujagen. Dieses Jahr haben alle Arbeit bekommen. Jenseits des Ozeans tobt ein großer Krieg und das ist die große Gelegenheit für alle, welche aus menschlichen Qualen Profit zu schlagen verstehen. Die amerikanische Industrie läuft auf Hochtouren. Die Eisenbahnen reichen kaum für den Transport. Aus Dollar werden mit Schnellzugsgeschwindigkeit immer neue Dollar. Der Kassier zahlt Carlos jede Woche für seine Überstunden die sich wie Seide angreifenden Scheine mit dem Bildnis des Präsidenten Washington auf die Hand.

Die anstrengende Arbeit macht müde und trocknet die Kehle aus. Man hat kaum Zeit, sich einmal aufzurichten, man wird nicht durch die Knute, sondern durch das Rascheln der Dollarscheine angetrieben. Schließlich ist ja die Arbeit jedermanns persönliches kleines Geschäft:

man macht auch dadurch Dollar. Freilich sind diese Dollar durch eigenen, nicht fremden Schweiß erworben, und sie fließen nicht so reichlich wie bei denen, die nicht den Hammer, sondern die Aktien in der Hand halten, aber der junge Arbeiter hat trotzdem die Möglichkeit, sich anständig zu kleiden, sich sogar etwas zurückzulegen, und braucht nicht auf das Vergnügen zu verzichten, mit Freunden einmal in den Drugstore an der Ecke einzutreten und sich ein Gläschen Whisky zu genehmigen. Carlos' Börse verträgt es auch, einmal in die „Burleske" zu gehen und sich einen nichtssagenden Sketch anzuschauen. Er kann es sich auch erlauben, sein Glück einmal in einem Spiellokal zu versuchen (es gibt ihrer nicht wenige in Bridgeport), wo man den Leuten das Geld durch hunderterlei Mechanismen aus der Tasche lockt. Jeder Automat ist ja so gebaut, daß der Spieler mit Sicherheit den kürzeren zieht.

Wie die anderen Besucher, kommt auch Carlos mit leerer Geldbörse aus dem Spiellokal zurück. Doch hat er trotzdem allen Grund zu glauben, daß er fest im Sattel sitzt: Er hat Ersparnisse und er hat Arbeit. Er hat kurz gesagt Glück und wird es auch weiterhin haben. O. k.! Die Bücher mit den farbigen Umschlagblättern haben ihn also nicht betrogen. Er ist freilich noch kein Millionär, aber er beginnt ja auch erst sein Leben ...

So schön war es in Amerika während des Krieges. Jetzt, nachdem der Krieg vorüber ist, müßte es also noch besser werden. Nun ist es an der Zeit, eine Familie zu gründen und sich ein Häuschen zu kaufen! Ein eigenes Haus! Nein, das Leben ist wirklich nicht so übel.

Die Welt, die Carlos umgibt, bekommt noch schönere Farben. Die Kameraden können sich nicht genug tun, zu beteuern: „Sie ist bezaubernd." Aber das weiß ja Carlos selbst, daß seine Braut schön ist. Sie gehen miteinander spazieren und träumen davon, wie lieb und traulich ihr Cottage sein wird.

„Du brauchst unbedingt eine Waschmaschine", sagt Carlos mit Überzeugung. „Ich habe einen guten Bekannten, der hat mir den Rat gegeben: Nur fest feilschen, dann geben sie schon nach."

„Und die Vorhänge in unserem Speisezimmer, weißt du, wie die sein werden? Blaßrosa!"

Am Sonntag führt Carlos seine Braut auf Unterhaltungen. Sie besuchen Schaubuden. Dort sieht man hauptsächlich alle möglichen mechanischen Vorrichtungen, die einem das Gruseln einjagen. Nachdem ihnen genug gegruselt hat, verzehren sie im Gehen mit Appetit heiße Würstchen, die in Amerika „Heiße Hunde" genannt werden, essen dann gebratene Kastanien und werfen die Schalen, wie sie es gewohnt sind, auf den Weg. Dann machen sie einen Abstecher zur Wahrsagerin und werfen eine Nickelmünze in die Öffnung. Die Vogelscheuche von einer Zigeunerin, die mit den Karten in der Hand unter einem Glas-

sturz auf dem Automaten sitzt, wird ihnen den gleichen Erfolg prophezeien wie die Bücher mit den farbigen Umschlagblättern. Auf der Karte, die auf den Hebeldruck hin herausfällt, steht: „Sie sind unter einem glücklichen Stern geboren. Ihr Beschützer ist der Saturn. Er wird Ihnen Reichtum bringen. Sie werden viel Einrichtungsgegenstände und Negerdiener bekommen. Betrachten Sie am Abend den Saturn, er wird Ihnen ihre Ergebenheit lohnen. (Zusammenlegbare Taschenteleskope liefert die Firma NN)."

Auf dem Rückweg lesen Carlos und seine Braut unwillkürlich die grellen Reklameplakate. Dort wird alles angepriesen, woraus sich Dollar machen lassen: die „ewigen Nylonstrümpfe", die man nach einer Woche wegwerfen kann, die Kirche, wo nach dem Gottesdienst auf gemeinsame Kosten Festessen veranstaltet werden. Die schöngemalten und gezeichneten Reklameplakate raten, schlagen vor, versprechen, überreden, schwören und lügen, lügen, lügen. Es gibt eine „Farbe der Scham". Die Farben selbst aber haben keine Scham.

Auf einem riesigen Plakat sind Amerikaner und Amerikanerinnen mit blendendweißen Zähnen und rosigen Wangen abgebildet. Auf ihren Gesichtern spiegelt sich paradiesische Seligkeit. Sie genießen ein neues Wunder der Technik: Sie reisen mit einem von einer Diesellokomotive getriebenen Zug.

„Das muß sehr interessant sein", sagt die Braut Carlos', „mit einem solchen Zug zu reisen." „Freilich, Liebling. Wir werden auch damit reisen. Das ist ja eine Reklame der Eisenbahngesellschaft, bei der ich angestellt bin. Wir werden bestimmt damit reisen. Wir machen unsere Hochzeitsreise mit einem solchen Zug."

## 2.

Die Ernte auf dem Land war fröhlich. Sie waren in ein entferntes Dorf zu Verwandten gefahren. Wolodja lief von einem Geschäft zum anderen, um Fischereigeräte einzukaufen. Der Vater scherzte:

„Die Häkchen sind zu klein, mein Lieber! Kann man denn mit so etwas einen Wels fangen? In diesem Fluß hier aber gibt es nur Welse und alle sind soooo groß!"

So überraschte der Krieg Vater und Sohn am Ufer eines stillen, trägen Flüßchens, indem es nur Gründlinge und eine Art Karpfen gab. Der Vater fuhr mit dem ersten Zug nach Moskau. Auf dem Bahnhof sagte er: „Liebes Kind, sorge jetzt für die Mutter! Beschütze sie! Jetzt bist du das Oberhaupt der Familie. Lebe in Ehren, wie es unsere Art ist, Arbeiterart! Arbeite so, daß unser Vaterland noch stärker wird!"

Es waren keine leichten Jugendjahre, die den Schüler der sechsten Klasse, der in der Stadt aufgewachsen war, erwarteten. Drei Jahre

lang half er gemeinsam mit der Mutter den Kolchosbauern auf dem Felde. Hierher, ins Dorf kam auch die traurige Nachricht vom Tode des Sergeanten Utkin, der fürs Vaterland gefallen war. Nun war Wolodja eine Waise.

Im Jahre 1943 kehrten sie in das verdunkelte Moskau zurück. Die Mutter ging wieder in die Fabrik, den Sohn nahm man in den „Kaliberwerken" auf.

Schon nach zwei Wochen stellte man den Dreherlehrling Wladimir Utkin an die Maschine, nur daß man zuvor eine Kiste hingestellt hatte. Auf diesem Podium stand und arbeitete er lange Zeit, so lange, bis er Brigadier wurde.

Die Lehrlingszeit war längst vorüber. Wolodja blieb aber der Tag gut in Erinnerung, an dem er etliche Mikrometerbestandteile verpatzte. Es war dies das erste und das letzte Mal. Es war das Ende seiner Kindheit und der Beginn seines Mannesalters. An dem Tage war es, daß ihm die Ermahnungen Pawel Dmitrijewitsch Werbowojs wie die eines Vaters vorkamen. Der Meister versuchte, dem Burschen Verständnis für seine Arbeit beizubringen, und bemühte sich, ihm seine Erfahrungen mitzuteilen. Er erklärte und zeigte ihm, wie man den Drehstahl am besten schärft, und weckte durch irgendeine zu Herzen gehende Erzählung die Liebe des jungen Lehrlings zu seinem Beruf.

Nun war Wladimir Utkin bereits ein allgemein anerkannter Dreher. Er brachte es fertig, achtzig statt vierzig Klammern zu bearbeiten und alle gut. Er mühte sich mit all seinen jugendlichen Kräften, damit die Sowjetmacht erstarke und wachse. Das Kollektiv, das ihn erzog, tat ihm die Tür in ein reiches Leben auf, das erfüllt sein sollte von Schaffensfreude und dem Streben nach Vollendung. Und in dieses Leben trat das, was es noch schöner und lebenswerter macht, trat die Liebe.

Gleich zu Beginn des Frühlings war eine Nachtigall in die Fabrik gekommen. Sie versteckte sich irgendwo zwischen den Fliederzweigen. Melodisch und kühn sang der scheue Waldvogel sein Lied, gab mitten in Moskau sein Konzert zum besten. Die Arbeiter scherzten:

„Wie genau sie singt, wie auf Bestellung! Man sieht halt gleich, es ist eine Nachtigall aus den Kaliberwerken." In dem blühenden Garten, der nach alter Überlieferung immer noch Fabrikhof hieß, sang die Nachtigall von der Liebe. Vielleicht rief ihr Trillern deshalb ein unbestimmtes Unruhegefühl in Wolodjas Brust wach. Viele Arbeiterinnen der Kalibergwerke zog es auf die Seite des Fabrikhofes, wo die Fliederbüsche blühten und die jungen Pappeln standen. Aber unter den vielen sah er nur sie, das Mädchen mit den Blauaugen und den hellen Locken auf der hohen Stirn. Und ihm schien es, daß auch sie wisse, daß die Nachtigall nur für sie beide ihre Serenade trillerte.

„Was meinst du", fragte er sie, „ist unsere Werknachtigall aus Kursk?"

„Woher soll ich das wissen? Ich bin doch keine Vogelhändlerin. Ich arbeite in der Personalabteilung."

„Deshalb frage ich ja. In den Personalbögen ist ja immer auch der Geburtsort angegeben."

„Du bist ein Spaßvogel. Wir haben keine überflüssigen Akten für fliegende Gäste."

Nina hatte an und für sich sehr selten in der Mikrometerzeche zu tun. Aber seit der Zeit, da die Nachtigall im Fabrikgarten sang, wußte sie alle Neuigkeiten der Zeche: daß die Instrumente jedes einzelnen jetzt immer aufgehoben werden und wie beim Zahnarzt in einem kleinen Schrank liegen, der freilich nicht aus Glas ist, daß die Dreher der Komsomolzen-Jugendbrigade Utkins in einer Schicht nicht mehr nur hundert Klammern herstellen, sondern daß vergangenen Freitag Iwan Prokopow, der mit der mächtigen Brust, einen neuen Rekord aufgestellt und sogar hundertzehn Klammern fertiggestellt hat. Besonders ausführlich war Nina über jeden Schritt des Meisters Nikolaj Rossijskij informiert. Wolodja erzählte überall von ihm, im Park, auf dem Spielplatz, im Kino.

„Gestern kam er zu mir und fragte: ‚Was meinst du, Brigadier, kennst du deine Maschine ordentlich?' Ich antwortete: ‚Natürlich. Ich stelle sie ja selbst ein.' Er fragte aber wieder: ‚Kennst du sie da schon gut, wenn du bloß weißt, wo, was und wozu sich in dieser Maschine etwas dreht? Kannst du sie auch reparieren'? Ich sagte darauf: ‚Dazu ist doch der Schlosser da.' Da meinte er: ‚Da denkst du falsch. Verlass' dich auf den Schlosser, aber leg die Hände selber nicht in den Schoß!'

Jetzt bekommen wir den Techniker die Zeche. Nach der Arbeit werden wir die Maschine auseinandernehmen und sie gründlich anschauen. Bald werden wir selbst imstande sein, eine kleine Reparatur vorzunehmen. Fein wird das! Nikolaj Alexejewitsch hat mir aufgetragen, mit den Kameraden darüber zu sprechen. Deshalb bin ich auch ein bißchen zu spät gekommen. Sei mir nicht bös...!"

Solange die jungen Dreher nur den militärischen Ehrgeiz hatten, in Ehren dem Werk zu dienen, waren sie bemüht, mit den elf Instrumenten, die ihnen seinerzeit die Ingenieure als zur Bearbeitung einer Klammer notwendig zugeteilt hatten, möglichst gut umzugehen. Der Anzahl der Instrumente entsprach die Anzahl der verschiedenen Arbeitsvorgänge. Die neuerworbenen Kenntnisse schärften nun aber ihren beruflichen Blick. Im Zirkel erhielten die sechs Dreher der Brigade Utkins eine erste technische Ausbildung. Sie begannen, das Werk ihrer Hände mit kritischem Blick zu betrachten. In diesem Blick lag

etwas Schöpferisches. Es wurde ihnen klar, daß man mit zuviel Instrumenten arbeite. Wie aber ließ sich ihre Zahl vermindern?

Obzwar eine Mikrometerklammer durchaus kein Nußbaum ist, gibt sie einem doch verschiedene Nüsse zu knacken. Nina wußte aus den Gesprächen mit Wolodja sehr gut, daß es sehr viel Umsicht und Genauigkeit erfordert, die zwei Öffnungen herzustellen, die wie „Nüsse" an einer gemeinsamen unsichtbaren Achse hingen. Die Komsomolzen sagten sich: „Wie wär's, wenn wir zunächst einmal versuchen würden, die Klammern zugleich richtig zu legen und zu bohren? Damit würden wir uns immerhin einen Arbeitsvorgang ersparen." Und tatsächlich, Meister Nikolaj Alexejewitsch Rossiskij und Maria Iwanowna Karenzowa, die Technologin der Zeche, waren ihnen behilflich, einen Bohrer herzustellen, der sich für beides eignete. Damit war der Anfang gemacht. Schließlich kam man so weit, daß sich sieben Instrumente als ausreichend erwiesen. Freilich läßt sich das alles einfacher und schneller beschreiben als ausführen. Trotzdem entstanden die beiden Öffnungen der Klammer, die große und die kleine, wenn schon nicht von selbst, so doch bedeutend schneller als vorher und genau an ihrem Platz.

Jeder der sechs Dreher der Komsomolzen-Jugendbrigade stellte bereits nicht weniger als 140 Klammern her.

Das wurde in der Brigade, von der Zechenverwaltung mit Befriedigung zur Kenntnis genommen, der erste „arbeitslos". Man wußte noch nicht, wie er hieß. Aber es war so, daß fünf mehr Bestandteile herstellten, als man von ihnen verlangte. Der sechste war also überflüssig.

„Entlassen" wurde Iwan Prokopow. Er wurde deshalb entlassen, weil er der Erfahrenste und Geschickteste der Brigade war.

Die Kleider wachsen nicht mit den Kindern. So pflegt es auch in einer Produktionsstätte zu sein. Es entsteht irgendwo ein „Engpaß", der für die Erfolge an anderen Stellen hinderlich ist. In der Mikrometerzeche war die Abteilung ein solcher Engpaß, in der ein sehr heikles Ding hergestellt wurde, die sogenannte „Noniustrommel". Hierher, an eine halbautomatische Maschine, wurde der erste „Arbeitslose", Iwan Prokopow, versetzt.

Um diese Zeit fand die Brigade Utkins noch einen Weg, um ihre Leistungsfähigkeit zu steigern. (Nina hatte an diesem Tage zwei Karten für einen neuen Film besorgt, die deshalb verfielen.) Früher stand die Maschine immer zwei Stunden still, bevor der Dreher mit der Hand die Mantelfläche endgültig fertiggestellt hatte. Nun hatten die Komsomolzen eine Möglichkeit ausgedacht, diesen Arbeitsvorgang mit anderen zu verbinden.

Die Verwaltung war sofort damit einverstanden, noch einen Mann der Zeche in den „Engpaß" zu versetzen. So blieben nur vier übrig: der in sich gekehrte Nikolaj Krylow, Reserveleutnant, an dessen Fest-

tagsgewand zwei Orden des Roten Sternes glänzten, der flinke und hurtige Oleg Gukow, ehemaliger „Handwerker", ein leidenschaftlicher Fußballer und Hockeyspieler, die fröhliche und gute Klawa Kurenkowa, ein Mädchen mit üppigem Haar und der harten Hand eines erfahrenen Drehers, und der Brigadeführer Wladimir Utkin.

Man berichtete über sie in den Zeitungen. Man lobte sie in den Versammlungen. Das Gruppenbild der Brigade hing an der Ehrentafel. Nina gefiel dieses Bild, obwohl der Photograph aus irgendeinem komischen Grund im Vordergrund die Maschine aufgenommen hatte und die Menschen in den Hintergrund traten.

## 3.

Ein kurzer und erfrischender Sommerregen kann einem melancholisch und widerwärtig vorkommen, wenn Magen und Tasche leer sind, die Füße von dem ergebnislosen Herumlaufen weh tun und die Zukunft von keinem Lichtschimmer erhellt ist.

Das Unglück war wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen. Der Meister hatte gesagt: „Hallo, Carlos! Du brauchst deinen Arbeitsanzug nicht anzuziehen." Weiter brauchte es keine Erklärung. Alles stürzte auf einmal zusammen, auch die Hoffnung auf ein eigenes Häuschen.

Die Frau tröstete ihn:

„Schau, ich komme auch sehr gut ohne Waschmaschine aus. Ich habe starke Hände. Du brauchst den Kopf nicht hängen zu lassen."

Ich habe auch starke Hände, dachte Carlos. Im Verlauf von sieben Jahren habe ich mir doch einen richtigen Beruf angeeignet. Es kann nicht sein, daß sich in Bridgeport keine Arbeit für mich findet. Ich muß nur energischer sein.

Sie glaubten beide noch, daß der Tag kommen würde, an dem Carlos aufs neue sein Glück erhaschen würde, das die Bücher mit den farbigen Einbandblättern versprochen hatten. Auf der Suche nach dem Glück ging er nun mit der Genauigkeit eines Uhrzeigers auf dem bekannten Weg von einer Arbeitsvermittlung zur anderen. Nur die Reklamen las er nicht mehr. Als er aber zufällig einmal wieder das Plakat mit den blühend aussehenden Passagieren und dem Dieselzug sah, ballte er die Hände zur Faust und stieß leise eine Verwünschung aus. Mit ihm gingen Hunderte, zu Bettlern gewordene Menschen den gleichen Weg. Und alle hörten überall das gleiche: „Momentan nichts. Kommen Sie morgen wieder!" Alles hat ein Ende. Auch die Ersparnisse und das Arbeitsuchen. Von Verzweiflung getrieben, ging Carlos für ein Jahr zum Militär. „Nur ein Jahr", tröstete er sich selbst. Das war ein Ausweg und nicht der schlechteste.

„Nein, das läßt sich schon aushalten", sagte Carlos zu seiner Frau beim Abschied. „Ich werde keinerlei Ausgaben haben und sogar noch bezahlt bekommen. Bei der Eisenbahn hat man wieder etliche entlassen. Wegen dieser verfluchten Diesellokomotive hat man einige weitere auf die Straße gesetzt. Gut, daß ich noch rechtzeitig beim Militär untergekommen bin... Nach einem Jahr werde ich ja doch leichter eine Arbeit finden. Alle Zeitungen prophezeien es. Dann bekommen wir auch unser Cottage."

„Gewiß. Und die Fenstervorhänge werde ich selbst nähen." „Die müssen aber bestimmt blaßrosa sein!"

## 4.

Utkin war begreiflicherweise aufgeregt. Er fürchtete, zu spät zu kommen. So kam es, daß er lange vor der Sitzung des Kollegiums anwesend war. Er saß in einer entfernten Ecke des Empfangszimmers und schaute noch einmal seine Ausführungen durch, die er schon zweimal ins reine geschrieben hatte und die die Überschrift trugen „Wie meine Brigade um Einsparungen kämpfte". Er hätte jetzt auch lesen können. Auf dem Tischchen lagen etliche Zeitschriften. Aber in seiner Erinnerung stiegen immer wieder die Ereignisse der letzten Monate auf.

Es hatte damit begonnen, daß Iwan Prokopow seinem ehemaligen Brigadier sagte: „Weißt du, Wladimir, ich habe da einen Traum gehabt, daß ich wieder Klammern bearbeitete, nur auf einer ganz neuen Maschine."

Utkin antwortete: „Komisch. Das sollte man der Akademie der Wissenschaften mitteilen. Ich habe den gleichen Traum gehabt."

Das war begreiflich. Jetzt handelte es sich nur um die Maschine. Die vier Arbeitskameraden mochten sich noch so bemühen, sie konnten ihre Brigade nicht weiter verringern. Es gibt vier Arten von Mikrometerklammern und für jede die nur dafür bestimmte Maschine. Es müssen also vier Dreher und vier Maschinen da sein. Nur eine neue Spezialmaschine konnte den Komsomolzen helfen, ihr Vorhaben zu verwirklichen, es nämlich soweit zu bringen, daß ein Dreher die ganze Arbeit leisten konnte, zu der vor nicht langer Zeit sechs nötig waren.

Meister Rossijskij meinte:

„Du hast recht, Brigadier, der Gedanke ist richtig." Er lächelte. „Du würdest der Fabrik drei Dreher schenken. Wir müssen die Unterstützung der Direktion haben. Ich werde dafür sorgen."

Abends rief man Utkin in das Parteikomitee der Fabrik. Die Vertreter der Partei unterhielten sich lange mit dem Komsomolzen und teilten ihm zum Schlusse mit:

„Wir haben hier bereits unsere Meinungen ausgetauscht. Ingenieur

Owetschkin wird Ihnen als Konstrukteur behilflich sein." „Besser gesagt, wir werden ihm behilflich sein."

„Man kann es auch so ausdrücken. Es handelt sich hier nicht um eine Formulierung, sondern vor allem darum, die Idee tatsächlich zu verwirklichen."

Boris Michajlowitsch Owetschkin, ein Mensch, der an Genauigkeit gewöhnt war, rechnete später aus: 226 Stunden hatte er gemeinsam mit den Komsomolzen an dem Entwurf der neuen Maschine gearbeitet. Es waren Stunden während der Freizeit, am Abend nach der Arbeit des Tages oder während der Erholung am Sonntag. Sie versammelten sich in der technischen Abteilung, wo Lampen auf langen elastischen Ständern die Zeichenbretter beleuchteten. Wladimir mußte immer an Maiglöckchen mit ihren nackten biegsamen Stengeln denken, wenn er diese Lampen sah. Dort blätterten sie zusammen in technischen Büchern herum, berieten sich und stritten auch nicht selten. Der Ingenieur skizzierte zur Illustrierung seiner Entscheidungen mit einem harten Bleistift schnell die Spindeln im Durchschnitt, ebenso die Trommeln und Klammern.

Jeder trug irgend etwas bei. Prokopow war mit dem Ingenieur nicht einverstanden und bewies ihm, daß sechs Spindeln nötig seien, die sechste für das Meßinstrument. Utkin wollte unbedingt automatische Wicklerklemmen. Er verteidigte seinen Vorschlag sogar in einer kleinen Rede und schlug vor den Kameraden ein recht dickes Buch auf mit dem Titel „Grundlagen automatischer Maschinen".

„Haben Sie das Buch aus unserer Bibliothek?" fragte ihn interessiert der Ingenieur. „Nein, meine Frau hat es mir geschenkt. Wir haben unlängst den Jahrestag eines Familienereignisses gefeiert."

Nicht alle Formeln dieses Buches waren ihm verständlich. Aber er war damit auf einen richtigen Gedanken gekommen. Nun waren die Skizzen beinahe vollendet, Ingenieur Owetschkin stellte das letzte Blatt fertig. Wenn die Maschine fertig sein würde, würde sie allein neun Trommelmaschinen ersetzen und Klammern spucken wie ein Eichhörnchen die Nußschalen. Die Maschine würde die Bestandteile anbringen, sie gleichzeitig mit fünferlei Instrumenten bearbeiten und sogar messen. Die Maschine war erst im Stadium des Entwurfes, aber Utkin sah sie bereits fertig in der Zeche. Sie erscheint ihm das Wichtigste auf der Welt. Die Maschine sei auch wirklich gut, äußerten sich die Fachleute...

Das Vorzimmer füllte sich unterdessen mit Menschen. Die Versammelten waren offensichtlich schon längst miteinander bekannt. Jeder war über des anderen Arbeit gut informiert, und wenn einer den anderen fragte, wa es Neues gäbe, dann mehr aus bloßer Gewohnheit.

Plötzlich rief eine laute Stimme: „Genosse Utkin hier? Der Minister läßt bitten."

## 5.

Der Reporter des „Daily Worker" berichtet nicht, zu welcher Tageszeit er Carlos Feliu im Haus Nr. 163, 84th Avenue, New York, besucht hat. Diese Ungenauigkeit hat aber nichts zu sagen; sowohl tags als auch nachts hört man durch das Fenster seiner Kammer den schweren Atem der ungeheuren Stadt, die den Leuten mit den dicken Brieftaschen jeden Luxus bietet, die Armen aber in schreckliches Elend stößt. Neben der Wall Street liegt das Chinesenviertel, enge Gassen, kleine graue Häuser. Nicht weit von den mit Gold angefüllten Banken ist die Bowery-Street, die durch ihre erbärmlichen Nachtquartiere bekannt ist, die auf amerikanisch „Hotels für Obdachlose" heißen. Im Zentrum liegt Harlem, das Negerviertel, weiß und schwarz darf ja auf der Palette der amerikanischen „Demokratie" nicht gemischt werden.

Es ist eine besondere Art Demokratie, eine Demokratie für die Reichen und Vermögenden, wie Lenin sagte. Durch die Gesetze dieser Demokratie werden die Bürger unter hunderterlei Vorwänden von den Wahlurnen zurückgehalten. Dafür bekommen „tote Seelen" das Wahlrecht, die, wie bekannt, keine eigene Meinung haben, ja sogar ... Haustiere, denen es ebenfalls gleich ist, wessen Kandidat sich auf den Senatorenstuhl setzt. Scharlatane der bürgerlichen Parteien tragen die Namen längst Verstorbener in die Wahllisten ein, ja sogar die Namen der Feuerwehrpferde. Hier haben alle die Millionen kein Wahlrecht, die auf Arbeitssuche umherwandern, die nicht lesen und schreiben können oder ihre Wahlsteuer nicht zu zahlen imstande sind. Politische Spitzbuben (auf amerikanisch: Bosses) kaufen Stimmen wie Kaugummi und erpressen überzählige Stimmen für die Kandidaten, für welche die Händler der Wall Street zahlen.

Auf den Aschenbechern, den Thermometern, den Uhren, Servietten und Ansichtskarten, die an jeder New-Yorker Straßenkreuzung verkauft werden, findet man die Schönheiten des Ortes aufgezählt, die Brücken, Tunnels, Wolkenkratzer, die Freiheitsstatue. Aber nirgends sieht man die zerfallenden Häuser am Rande von Manhattan, dem Zentrum von New York mit seinen Wolkenkratzern und seiner Freiheitsstatue, abgebildet; die von tausenden Hungrigen umlagerten Arbeitsämter; die üppig genährten Polizisten, die in der Nacht (durch Schläge mit dem Gummiknüttel) die Leute aufwecken, die im Park eingeschlafen sind, unter dem Kopf auf der harten Bank ein zerknittertes Exemplar der „Times" mit der Chronik der großen Welt, d. h. mit Berichten über Empfänge und über die Einnahmen der Geschäftsleute.

Carlos Feliu und seine Frau schlafen vorläufig noch in ihrer Kammer; vor dem Fenster hängt aber weder ein blaßrosa noch ein anderer Vorhang. Sie sind vor sechs Monaten nach New York gekommen, als Carlos abrüstete. Die Rechnung war einfach: Diese Stadt war größer als

Bridgeport, hatte also auch mehr Arbeitsmöglichkeiten. Die Rechnung war einfach, stimmte aber trotzdem nicht. Je größer das amerikanische Volk wird, um so mehr Arbeitslose bekommt es.

In der käfigartigen Kammer, in der es nur ein Bett und zwei Stühle gibt, ist kein Platz mehr für die Hoffnung, welche die Bücher mit den farbigen Umschlagblättern erweckt haben. Auch Geld ist keines mehr vorhanden, weder für Bücher noch für Brot. Es herrscht nur noch die Verzweiflung. Eine tiefe und bittere, hoffnungslose Verzweiflung.

Am Morgen hat Carlos, bevor er auf Arbeitssuche ging, seiner Frau das letzte 10-Cent-Stück gegeben. Das war alles, was noch von dem Dollar übrig war, den er von einem Kameraden geliehen hatte, der „in die gleiche Klemme geraten ist wie ich", sagte Feliu zu dem Reporter.

Der Arme kann sich nur auf den Armen verlassen. Aber dieser Kamerad hatte zwei Kinder und Carlos bringt es nicht über sich, ihn ein zweites Mal um eine Anleihe zu bitten.

Jetzt hat er buchstäblich keinen Cent mehr. Arbeitslosenunterstützung steht ihm keine zu. Die grausamen Gesetze schützen das Budget der Monopolherrschaft.

Für die 10 Cents, die Carlos seiner Frau gegeben hat, kann man nur eine Schale Kaffee kaufen.

Sie leben schon lange von einer einzigen Schale Kaffee und einer kleinen Schüssel dünner Suppe einmal im Tag. Oft müssen sie auch ohne das auskommen. Carlos, braun, unsäglich mager, mit dunklen, tief eingefallenen Augen, hat in den letzten Monaten an die 10 Kilo verloren. Der ständige Hunger hat auch das Äußere seiner Frau völlig verändert, die noch vor nicht langer Zeit so hübsch und lebensfroh war. Der Hunger hat ihr Gesicht spitz gemacht, hat die dunkler gewordene Haut zusammengezogen und ausgetrocknet, hat den Glanz der jungen Augen zum Erlöschen gebracht. Und all das Unglück, all die Qual sind nur deshalb über sie gekommen, weil die Ingenieure eine Lokomotive mit Dieselantrieb erfunden haben, die kein Wasser und keine Kohle braucht und auch nicht so viel Bedienungspersonal wie eine Lokomotive mit Dampfantrieb.

Die kapitalistische Technik entwickelt sich. Sie bringt den einen Dollars. Die schwören auf sie. Den anderen bringt sie Leid und Entbehrung. Die verfluchen sie. Die Diesellokomotive hat Carlos um seine Arbeit gebracht. Die amerikanische Wirklichkeit setzt das Werk fort. Sie nimmt ihm das Recht aufs Leben. Und so kämpft der kraftlos gewordene junge Arbeiter in „freier Privatinitiative" mit dem Hungertod in der ungekrönten Hauptstadt der Vereinigten Staaten New York, die in den dortigen Reiseführern „eine wunderbare moderne Stadt" genannt wird.

Die Verzweiflung hat den natürlichen Widerstand des Arbeiters gegen Almosen gebrochen. Feliu entschließt sich zu dem letzten Schritt

und wendet sich kurz vor dem Zusammentreffen mit dem Reporter an die Stadtverwaltung, an die Abteilung für Armenhilfe. Aber in seine ausgestreckte Hand legt man dort einen Stein.

„Es ist mir sehr, sehr schwer gefallen, hinzugehen. Arbeitslose Arbeiter nennt man ja dort Vagabunden", sagt Feliu dem Reporter. „Das Gebäude war derart voll von Bittstellern, daß ein Apfel buchstäblich nicht hätte zur Erde fallen können. Ich habe einen halben Tag warten müssen, bis ich an der Reihe war. Während dieser Zeit haben vier der Wartenden das Bewußtsein verloren. Vor Hunger... Mir hat man gesagt, ich könnte erst nach sieben Wochen Hilfe bekommen. Verstehen Sie, was es für einen Hungrigen bedeutet, sieben Wochen warten zu müssen, bevor er ein Stück Brot bekommt?"

Plötzlich schwieg der junge Arbeiter, berichtet der Mitarbeiter des „Daily Worker", und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Als er endlich wieder aufschaute, waren seine Augen feucht von Tränen.

„Wir bekommen bald ein Kind. Wozu? Ich bin ja nicht einmal imstande, mich selbst zu ernähren."

## 6.

Ich betrat um 7 Uhr abends das Haus Nr. 87 in der Scheremetjewskaja. Mein Besuch verursachte eine leichte Aufregung. Eine weibliche Gestalt im Mantel, aber ohne Hut, huschte ins Nebenzimmer, die Mutter Wladimirs machte schnell eine Schranktür zu und fegte von dem reinen Tischtuch Brosamen, die gar nicht darauf waren, der Mann aber, der mir beim Ausziehen half, sagte fröhlich:

„Ich danke Ihnen für Ihren Besuch. Sie sind mein Retter. Sonst hätten mich die Frauenzimmer noch weiter gemartert. Die Schneiderin hat meiner Frau eine Falte nicht so gemacht, sondern so! Jetzt haben meine Mutter und meine Frau bereits eine geschlagene Stunde lang den Pelz probiert und mir dabei die Hölle heiß gemacht."

Als wir uns gesetzt und eine angezündet hatten, fragte ich, wie es mit der neuen Maschine stünde.

„Ja wissen Sie das noch nicht? Es ist uns eigentlich nicht ganz recht. Wir hatten uns doch fest in den Kopf gesetzt, daß wir in der freien Zeit selbst die Bestandteile machen werden. Im Ministerium aber dachte man anders. Man bestellte die Maschine nach dem Projekt von Genossen Owetschkin in einem anderen Spezialbetrieb. So wird es besser und schneller gehen, wenn wir auch gern die Sache selbst zu Ende gebracht hätten. Jetzt warten wir mit Ungeduld, bis sie fertig ist..."

„Und wer von Ihrer Brigade wird sie bedienen? Ist das schon entschieden?"

„Nein. Ich denke, von meinen Leuten niemand. Das hätte auch keinen Zweck. Die Bedienung ist ja so einfach. Die Klammern werden eingelegt und wieder herausgenommen. Es ist vernünftiger, einen Neuen anzulernen. Uns wird man wohl für andere Maschinen verwenden, wo gute Dreher notwendig sind."

„Wenn man die Sache sozusagen abstrakt betrachtet, haben Sie sich selbst arbeitslos gemacht."

„Das stimmt! Wir haben auch schon im Scherz gesagt, wenn wir in Amerika einen solchen Gedanken auch nur ausgesprochen hätten, hätten uns die Kameraden einfach beim Kragen gepackt und verprügelt. Oder besser gesagt, wahrscheinlich wäre niemandem von uns ein solcher Gedanke gekommen. Niemand ist doch sein eigener Feind."

Da kam Nina und lud uns zum Tee. Utkin sagte:

„Haben Sie die heutige Nummer der ‚Prawda' gelesen? In Amerika gibt es bereits mehrere Millionen Arbeitslose. Und es werden immer mehr."

Nina seufzte.

„Und wie viele davon haben Kinder! Wie muß das schrecklich sein, so ohne Arbeit dazustehen! Ich kann mir das nicht einmal vorstellen."

„Genug davon", sagte die Mutter Wladimirs, „setzt euch zum Tee, sonst wird das Gelee noch sauer."

Das Gelee, besonders das aus Himbeeren, schmeckte vorzüglich, da mußten wir uns schon beeilen. Ich wollte ein passendes Gespräch beginnen und fragte als erfahrener Gast: „Wie teuer haben Sie die Himbeeren eingekauft?"

„Umsonst", sagte Nina, „wir haben sie selbst gepflückt. Vergangenen Sommer haben wir in Kindjakowo ein Landhaus gemietet und werden auch heuer dorthin fahren. Wir werden jetzt überhaupt nur noch dorthin fahren. Die Gegend ist sehr schön, ein Flüßchen, am Ufer ein kleines Dorf, Kieferwald, im Wald ein See... Kosten Sie jetzt einmal die Stachelbeeren! Wir haben so viel eingemacht, daß wir für den ganzen Winter reichen, die Gäste mit eingerechnet."

Der Mann begann nun auch in Erinnerungen zu schwelgen.

„Der Fluß ist klein, ein Quellfluß, in dem es viele Fische gibt. Der Fischfang ist überhaupt eine sehr interessante Beschäftigung. Man kann sich dabei besser entspannen als in einem Badeort. Ich habe vom Betrieb aus eine kostenlose Einweisung in einen Badeort des Kaukasus bekommen; sogar die Fahrt wäre umsonst gewesen. Ich habe aber darauf verzichtet, ich bin ja nicht krank. Ich habe dafür lieber den entsprechenden Betrag in bar genommen und mehr als 2000 Rubel bekommen. Auf dem Land habe ich vier Kilo zugenommen und meine Frau acht.

„Ja, ich bin wirklich ein bißchen in die Breite gegangen. Aber wie

dick erst unser Kleiner geworden ist! Und wie stramm! Dabei ist er lieb zu mir wie ein Mädchen."

Der Vater nickte. „Ein tüchtiger Bursch, das! Er kennt schon alle Autotypen und weiß genau, was eine „Emka" und was eine „Pobjeda" ist."

Die rührend stolze Freude, die bei Vätern und Müttern so verständlich und verzeihlich ist, konnte den Buben nicht eingebildet machen. Er hörte das Gespräch gar nicht, denn er schlief in seinem Bettchen, nicht weit vom Fenster, vor dem ein bis zum Boden reichender hellblauer Tüllvorhang hing.

Draußen aber lag die schöne, gute Stadt — ohne Arbeitsamt, ohne städtische Armenhilfe: Eine frohe Stadt, in der weder ein Lächeln noch eine Wählerstimme käuflich ist; ein Geschäftszentrum, in dem es keine Bankrotte gibt; eine Stadt, um die jede Krise einen weiten Bogen macht. Der saubere Winter warf seine weißen Flaumhauben über die Dächer der Häuser, auf die Denkmäler der großen Mitbürger, auf die „Stilmöbel" der Straßen: die Glashäuschen der Verkehrspolizisten, die Bänke zwischen den spalierstehenden, im Herbst gestutzten Linden. Und ihre Durchlauchten, die hohen Moskauer Laternen, gossen ihr glänzendes Licht auf die Herrlichkeit aus Schnee, damit die menschlichste Stadt der Welt noch heller erstrahle.

# ELEND UND ÜBERFLUSS

Jedem, der in die Vereinigten Staaten kommt, springen die frappierenden Kontraste dieses Landes in die Augen. Eine Handvoll Geldleute schwimmt im Überfluß. Aber die vielen Millionen gewöhnlicher Amerikaner sind zu schwerer Arbeit, Armut und Entbehrung verdammt.

Die Propagandisten des Amerikanismus behaupten, in Amerika bestehe eine unbegrenzte „Gleichheit der Möglichkeiten". Aber in einem Lande, wo zwischen dem Volk und den Leuten, die in ihren Händen alle nationalen Reichtümer halten, ein unüberwindlicher Abgrund liegt, wo das gesamte gesellschaftliche und politische System auf der Gewalt einer Minderheit über die erdrückende Mehrheit beruht, ist das Gerede von der „Gleichheit der Möglichkeiten" nichts als ein Nebelvorhang.

Die Verkünder der „amerikanischen Lebensart" behaupten, daß dem Volke der Frieden gesichert sei, schicken sich aber mit fieberhafter Eile an, einen neuen Weltkrieg zu entfesseln. Sie beteuern, daß den politischen Parteien volle Handlungsfreiheit gewährt werde, und setzen gleichzeitig die Kommunistische Partei der USA, die politische Partei der amerikanischen Arbeiterklasse, auf die Anklagebank.

Sie erklären, alle Menschen, die in den USA wohnen, hätten ohne Rücksicht auf Nationalität, Hautfarbe und Glaubensbekenntnis gleiche Rechte.

In Wirklichkeit kultivieren sie den Rassenhaß gegen die Neger, Indianer, Mexikaner, Chinesen und andere „farbige" Völker. Angeblich hat die Jugend das Recht auf Bildung, aber in Wirklichkeit genießen nur die Kinder reicher Eltern dieses Recht.

Die Propagandisten der „amerikanischen Lebensart" behaupten, daß jedermann Arbeit erhalten könne, aber es gibt bei ihnen 18 Millionen Vollarbeitslose und Kurzarbeiter. Die Arbeiter haben angeblich das Recht, ihre Interessen zu verteidigen, aber man erläßt arbeiterfeindliche Gesetze gegen sie, wie z. B. das Taft-Hartley-Gesetz, und beraubt sie so ihrer elementarsten Rechte. Nach der Verfassung sind die USA-Bürger in gleichem Maße vor dem Gesetz verantwortlich. Faktisch kann dagegen jeder weiße Rowdy einen Neger erschießen, ohne dabei zu riskieren, daß er zur Verantwortung gezogen wird.

Das „demokratische" Wahlsystem charakterisiert sich dadurch, daß Dutzende Millionen Menschen kraft verschiedener Klauseln vom Wahlrecht ausgeschlossen sind. Die USA-Regierung ist, wie die bürgerlichen Zeitungsschreiberlinge zu behaupten lieben, „aus dem Volke"

gebildet worden, wenn sie auch in Wirklichkeit aus den Kapitalmagnaten und ihren Dienern besteht.

Während die amerikanischen Arbeiter die Hauptlast der Wirtschaftskrise, die sie zu Hunger und Armut verurteilt, zu tragen haben, erhöhen die kapitalistischen Korporationen ihre ohnehin hohen Profite. Im Bericht „National City of New York" heißt es, daß 29 der stärksten Hüttengesellschaften in den ersten neun Monaten von 1949 mehr als 414 Millionen Dollar Gewinn gegenüber 328 Millionen Dollar in der entsprechenden Periode des vorangegangenen Jahres zu verzeichnen hatten. Die Gewinne der „United States Steel Corporation" machten für die gleiche Periode mehr als 133 Millionen Dollar gegenüber 88 Millionen Dollar im Jahre 1948 aus. Die Profite der „General Motors Corporation" beliefen sich analog dazu auf 502 Millionen Dollar gegenüber 327 Millionen Dollar.

Das amerikanische Volk versinkt immer mehr in Armut. Die Lebensbedingungen der Arbeiter, Kleinfarmer und Angestellten verschlechtern sich ständig. „Der größte Teil der US-Bevölkerung" — erklärt die Zeitschrift ‚Food and Life' — „ist schlecht genährt."

Die leitenden Kreise der Vereinigten Staaten beschworen, daß der amerikanische „demokratische Kapitalismus" fähig sei, die volle Beschäftigung der Bevölkerung zu sichern. Jedoch schon bei den ersten Schlägen der Wirtschaftskrise wurde es offenbar, daß derartige Schwüre keinen Schuß Pulver wert sind. Durch die verkürzte Arbeitswoche, die Preiserhöhungen und die Verteuerung der Lebenshaltungskosten verschlechterte sich die materielle Lage der Werktätigen sehr. „Federated Press" meldete, daß nach Untersuchungsergebnissen einer kalifornischen Universität eine vierköpfige Arbeiterfamilie 79 Dollar in der Woche brauche, um sich schlecht und recht über Wasser zu halten. 60 Prozent der Familien in den USA verdienten aber weniger, als das Existenzminium ausmacht.

Über die außerordentlich schwere Lage der Arbeiter in der Stahlindustrie schrieb neulich die Zeitung „Christian Science Monitor". Der Korrespondent dieser Zeitung meldete aus der Stadt Garey, die lokale Gewerkschaft habe die Lage der Arbeiterfamilien studiert. Die Beobachter schrieben darüber folgendes: „Der Krämer verbot, dieser Familie Waren auf Borg abzugeben", „Außerordentlicher Mangel an Lebensmitteln", „Die Familie haust in einem Keller, in den kein Sonnenlicht eindringt" usw. „Ein vierzigjähriger arbeitsloser Bergarbeiter aus Pennsylvania suchte 21 Wochen hindurch Arbeit", schreibt „Daily Worker". Arbeit fand er keine und man entzog ihm auch die Unterstützung. „Die Unternehmer sagten mir offen, ich sei zu alt", erklärte der Bergmann dem Korrespondenten der Zeitung.

Besonders viele Arbeitslose sind unter den Männern über 45. Das Blutsaugersystem des Kapitalismus hat diese Menschen derart ausge-

pumpt, daß es für die Unternehmer „unvorteilhaft" ist, sie in der Produktion zu halten. Ein Arbeiter eines Werkes der „Electrolux"-Gesellschaft in Evansville, der vier Kinder hat, sagt: „Ich bin 53 Jahre alt. Wenn ich um Arbeit vorspreche, lacht man nur über mich. In guten Jahren verdiente ich 50 Dollar in der Woche. Aber das reicht bei einer Familie gerade zum Leben."

Um eine Vorstellung von dem zermürbenden System Amerikas zu erhalten, genügt es, sich vor Augen zu führen, daß am Fließband der Schlachtgesellschaft „Armur" in Chicago die Arbeiter beim Auftranchieren der Schweine zwei Stunden hindurch keine Möglichkeit haben, auch nur für einen Augenblick zu ruhen. Diese Arbeit tötet buchstäblich durch Anstrengung und Monotonie.

Die Vernachlässigung des Arbeitsschutzes ist eine der unmenschlichsten und schmachvollsten Erscheinungen der amerikanischen Wirklichkeit. In den letzten 19 Jahren wurden in den Kohlenschächten der Vereinigten Staaten 1,250.000 Menschen getötet oder verstümmelt bzw. verletzt. Die Zahl der getöteten und verstümmelten Bergleute überstieg die Verluste der amerikanischen Streitkräfte in den ersten anderthalb Jahren ihrer Teilnahme am zweiten Weltkrieg. Diese Ziffer widerlegt die Erfindungen amerikanischer Propagandisten über die Lebensbedingungen der Arbeiter in den USA.

Das Schicksal von aber Millionen Amerikanern, die zu Armut, Hungerdasein und politischer Entrechtung verurteilt sind, spricht das Todesurteil über die „amerikanische Lebensart". In seinem Gespräch mit Roy Howard sagte J. W. Stalin: „Ich kann mir schwer vorstellen, wie die persönliche Freiheit eines Arbeitslosen beschaffen sein soll, der hungrig ist und keine Verwendung für seine Arbeit findet. Wahre Freiheit gibt es nur dort, wo die Ausbeutung beseitigt ist, wo es keine Unterjochung von Menschen durch andere gibt, wo keine Arbeitslosigkeit und kein Elend existiert und wo der Mensch nicht davor zittert, vielleicht morgen ohne Arbeit, Wohnung oder Brot zu sein. Nur in einer solchen Gesellschaft ist eine wahre und nicht papierene persönliche und auch jede andere Freiheit möglich."

Die amerikanischen Arbeiter führen einen unermüdlichen Kampf für die Besserung ihrer Lage. Das bezeugt die gewaltige Streikwelle, die durch das Land geht. Im Vorkriegsjahrfünft (1935—1939) gab es 14.311 Streiks, an denen 5,6 Millionen Arbeiter beteiligt waren. Dabei gingen 84,8 Millionen Arbeitstage verloren. In drei Nachkriegsjahren (1946—1948) fanden in den USA 12.248 Streiks statt, an denen sich 8,770.000 Arbeiter beteiligten. Dabei gingen 184,6 Millionen Arbeitstage verloren. 1949 und 1950 erfaßte die Streikwelle noch mehr Menschen.

Die Millionen Streikenden kämpfen gegen die Politik, die das Volk zu Entbehrung und Armut verdammt. Sie kämpfen für Brot und Frieden, für die elementarsten Menschenrechte.

# GELD — FÜR WEN?

Der direkte Gegensatz zwischen der sowjetischen Wirtschaft — mit ihrem steilen und planmäßigen Aufstieg — und der kapitalistischen Wirtschaft — mit ihrem Auf-der-Stelle-Treten und den ständigen Krisen — ist allgemein bekannt; nichtsdestoweniger verblüffen immer wieder die schlagenden Symptome des sowjetischen Aufschwungs einerseits und des kapitalistischen Zerfalles andererseits. Besonders kraß ist dies beim Vergleich des Lebensstandards des Volkes der Fall. Für die sozialistische Planwirtschaft ist eine ununterbrochene und systematische Verbesserung der materiellen und kulturellen Lebensbedingungen des Volkes charakteristisch; im Gegensatz dazu steht die kapitalistische Wirtschaft, welche alle Reichtümer in den Händen weniger vereinigt, was die Verarmung und Verelendung der erbarmungslos ausgebeuteten Volksmassen zur Folge hat.

Die Nachkriegserfahrungen der sowjetischen Wirtschaft einerseits, der kapitalistischen Wirtschaft andererseits beweisen eindringlich das Wirken dieser zwangsläufigen Gesetze.

Verweilen wir einmal bei der Bilanz des Jahres 1949! Gegenüber 1948 stieg das Nationaleinkommen der UdSSR um 17 Prozent und übertraf damit den Vorkriegsstand 1940 um 36 Prozent. Diese gewaltige Leistung ist kaum zu überschätzen. Wenige Jahre nach seinem verheerendsten und schwersten Kriege hat das Sowjetvolk nicht allein die seiner Volkswirtschaft zugefügten tiefen Wunden geheilt, sondern auch den Lebensstandard der Vorkriegszeit beträchtlich übertroffen. Die industrielle Produktion der Sowjetunion betrug im letzten Quartal 1949 um 53 Prozent mehr als vor dem Kriege. Der Bruttoertrag der Landwirtschaft liegt ebenfalls über dem Vorkriegsstand; die Getreideernte betrug 115 Millionen Tonnen, aber auch die übrigen Sektoren der Landwirtschaft haben große Erfolge aufzuweisen. Durch diesen Aufschwung der materiellen Produktion wurde das um 36 Prozent gegenüber der Vorkriegszeit höhere Nationaleinkommen ermöglicht. Um diese Leistungen gehörig einschätzen zu können, muß betont werden, daß man nach dem Kriege vorerst einmal den sehr hohen Vorkriegsstand erreichen mußte. Wie bekannt, übertraf die industrielle Produktion des Jahres 1948 bereits den Vorkriegsstand 1940 um 18 Prozent, wodurch auch das Nationaleinkommen der Vorkriegszeit überboten wurde. Die Steigerung des Nationaleinkommens um mehr als ein

Drittel ist folglich in den beiden Jahren 1948 und 1949 vollbracht worden, wozu es keine Parallelen gibt.

Man stelle dem die Erhöhung des Nationaleinkommens in den besten Jahren der kapitalistischen Entwicklung gegenüber: sie betrug nie mehr als 3 bis 5 Prozent. Diese besten Jahre sind jedoch längst vorbei: In den Vereinigten Staaten war zum Beispiel das Nationaleinkommen 1937 niedriger als 1929. Nach dem Kriege bleibt sich das Nationaleinkommen in den kapitalistischen Ländern entweder gleich oder es sinkt. 1949 hat sich das USA-Nationaleinkommen beträchtlich vermindert. Zwar liegen noch keine endgültigen Ergebnisse über das Schwanken des Nationaleinkommens in den USA vor, doch berücksichtigt man den erheblichen Absturz der industriellen Produktion und die Preisveränderungen, so kann mit Bestimmtheit von einem 7- bis 8prozentigen Sinken des Nationaleinkommens der USA im Vergleich zu 1948 gesprochen werden. Ein noch eindeutigeres Bild der diametralen Gegensätzlichkeit zwischen sozialistischer und kapitalistischer Wirtschaft bietet das Einkommen der Bevölkerung in beiden Systemen.

In der UdSSR ist das Nationaleinkommen eigentliches Einkommen des Volkes und wird dem Prinzip des Sozialismus gemäß verteilt. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. In der Union der Sowjetrepubliken gibt es keine Ausbeuterklasse, der ein Großteil des Volkseinkommens zufällt, wie dies in den kapitalistischen Ländern der Fall ist. Im Lande des Sozialismus erfolgt, wie Stalin sagt, „die Verteilung des Volkseinkommens nicht im Interesse der Bereicherung der Ausbeuterklasse und ihres zahlreichen parasitären Anhangs, sondern im Interesse einer systematischen Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter und Bauern und einer Entfaltung der sozialistischen Produktion in Stadt und Land".

Darin liegt auch der Grund dafür, daß die Erhöhung des Nationaleinkommens in der UdSSR einer Erhöhung des Einkommens der sowjetischen Bevölkerung — der Arbeiter, Bauern und Intellektuellen — gleichzusetzen ist.

Auf Grund der erfolgreichen Erfüllung des Fünfjahrplanes nach dem Kriege sicherten Partei und Regierung den schnellen Aufstieg des Realeinkommens der Bevölkerung. Seit Ende 1947 wurden mehrmals bedeutende Preissenkungen für die gangbarsten Konsumgüter durchgeführt. Gemeinsam mit der Preissenkung auf dem Kolchosmarkt ersparte die sowjetische Bevölkerung damit etwa 157 Milliarden Rubel. Der Reallohn stieg 1948 im Vergleich zum Vorjahr bereits um mehr als das Doppelte; beträchtlich hoben sich auch die Realeinkünfte der Bauernschaft. 1949 stiegen der Reallohn und die übrigen Einkünfte der Arbeiter, Angestellten und Bauern weiter an. Im Verhältnis zu den Preisen war das Einkommen eines Arbeiters oder An-

gestellten 1949 im Vergleich zu 1948 um 12 Prozent, das eines Bauern um 14 Prozent höher.

Eine nicht zu unterschätzende Leistung der sozialistischen Wirtschaft ist die beträchtliche Erhöhung des Volkseinkommens 1949 im Vergleich zur Vorkriegshöhe 1940. Im Verhältnis zu den Preisen war das Einkommen eines Arbeiters oder Angestellten 1949 um 24 Prozent, das eines Bauern um 30 Prozent höher als 1940. Die Bevölkerung der Sowjetunion kaufte 1949 also mehr Fleisch, Tier- und Pflanzenfette, Zucker, Fische, Baumwoll-, Woll- und Seidengewebe, Schuhe und noch viele andere wichtige Konsumgüter als 1940. Um ein bedeutendes ist auch der Lebensmittelverkauf auf Kolchosmärkten gestiegen.

Eine große Rolle für Wohlfahrt und Kultur der sowjetischen Bevölkerung spielen auch die staatlichen Aufwendungen für Bedürfnisse des Volkes. Allein im Jahre 1949 betrugen die Unterstützungen, Pensionen, Stipendien, die ausbezahlten staatlichen Sozialversicherungsbeträge, die Beträge für die kostenlose ärztliche Betreuung, für kostenlose Bildung, für bezahlten Urlaub der Arbeiter und Angestellten und anderes mehr über 110 Milliarden Rubel; dies ist dreimal mehr als 1940. So rundet sich das Bild des raschen und systematischen Ansteigens des Einkommens der sowjetischen Bevölkerung sowie der Erhöhung ihres Lebensstandards, der durch die Entfaltung der Wirtschaft bedingt ist.

In den kapitalistischen Ländern sind die Verelendung der Massen, die Unterschiede zwischen arm und reich durch die in den Nachkriegsjahren verschärfte Krise des Kapitalismus und die drohende Wirtschaftskrise weiter fortgeschritten. Ende 1948 war der Reallohn der Arbeiter in der verarbeitenden Industrie der USA im Vergleich zum Jahre 1939 um 20 Prozent gefallen. In der Stahlindustrie betrug das entsprechende Absinken sogar 24 Prozent, in der Autoindustrie 33 Prozent, in der Nahrungsmittelindustrie 26 Prozent usw. Das Jahr 1949 brachte eine weitere Verringerung des Reallohnes durch die wachsende Inflation und die schnell steigende Arbeitslosigkeit. Die Zahl der zur Gänze oder teils Arbeitslosen betrug 1949 in den Vereinigten Staaten 14 Millionen und hatte sich nach offiziellen Angaben damit gegenüber 1948 um 64 Prozent erhöht.

Das Realeinkommen der englischen Arbeiter betrug 1949 nur 70 Prozent des Vorkriegsstandes. Inflation und Pfundabwertung, schließlich Teuerung, drückten überdies auf den Reallohn. Die fortschreitende Inflation, die den Franc um mehr als das Zwanzigfache entwertete, hat das Realeinkommen der französischen Arbeiter um mehr als die Hälfte gesenkt. Ähnlich ist die Lage auch in anderen Ländern des Kapitalismus.

Das Rüstungsfieber, der Kalte Krieg, der Steuerdruck, die verdeckte und offene Ausplünderung der Bevölkerung durch die Monopole — alle diese Faktoren drücken auf das Realeinkommen der werktätigen Massen in den kapitalistischen Ländern und beschleunigen deren Ver-

armung. Gleichzeitig werden die Einkünfte der Bourgeoisie — Profite, Prozente, Grundzins usw. — immer größer. Es genügt, auf die drei- bis vierfache Vermehrung der Monopolgewinne im Vergleich mit den Jahren vor dem Kriege hinzuweisen. Die von englischen Monopolen ausgezahlten Dividenden gehen um das Eineinhalbfache und noch mehr über die einträglichsten Jahre vor dem Kriege hinaus. Dieserart fließen riesige Teile des Volkseinkommens in die Taschen der Bourgeoisie, auf die in den kapitalistischen Ländern 60 Prozent und noch mehr des Nationaleinkommens entfallen.

Die angeführten Tatsachen sprechen deutlicher, als Worte es können. Der aus ihnen gezogene Schluß ist einfach und klar: der Sozialismus bedeutet verbesserten Lebensstandard für das Volk, Wohlstand für die Werktätigen; der Kapitalismus dagegen bringt dem Volke ein Absinken des Lebensstandards und den Werktätigen zunehmende Verelendung.

---

LITERATUR-HINWEIS

Wichtige Ergänzungen zu dem Inhalt dieses Heftes enthalten folgende Schriften:

**Arbeiter zweier Welten**

**Eine sowjetische Stadt**

**Geldherrschaft und Gangstertum in den USA**

**Das ist Amerika**

(Vgl. auch die Ankündigungen auf der nächsten Seite!)

## DIE BROSCHÜREN DES SOWJETISCHEN INFORMATIONSDIENSTES

bieten den Lesern sachliche Aufklärung über die politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Fragen der Gegenwart

Wir verweisen auf folgende Ausgaben:

**W. I. Lenin**
**Die Frau im Lande des Sozialismus**
**Bildung für Millionen**
**Arbeiter zweier Welten**
**Geldherrschaft und Gangstertum in den USA**
**So lebt der Bauer in der Sowjetunion**
**Eine sowjetische Stadt**
**Die sowjetischen Gewerkschaften**
**Das ist Amerika**
**Stalin. Zu seinem 70. Geburtstag**
**Was ist der sozialistische Sowjetstaat?**
**Die Deutsche Demokratische Republik**
**Wir fordern den Frieden**
**Die sowjetische sozialistische Gesellschaft**

Lesen Sie selbst und bilden Sie sich Ihr eigenes Urteil! Geben Sie die gelesenen Broschüren an Freunde und Bekannte weiter!

**SOWJETISCHER INFORMATIONSDIENST**
**Wien I, Fichtegasse 10**

Preis 40 Groschen
Druck: Globus II, Wien VI